
Peter Birke

Abheben und Verschwinden

Die Debatte zu Eribons *Rückkehr nach Reims*

1

Die deutschsprachige Ausgabe von Didier Eribons *Rückkehr nach Reims* wurde 2016 zum Bestseller. In wenigen Monaten druckte der Suhrkamp-Verlag sage und schreibe neun Auflagen, die Kulturseiten nahezu aller größeren Tageszeitungen waren voll des Lobs, vor allem die linke und linksliberale Medienwelt diskutierte die Veröffentlichung ausführlich:¹ Ihr Motiv ist einfach, geradezu ein Klassiker – der Ich-Erzähler kehrt nach dem Tod seines Vaters in die Stadt zurück, in der er aufgewachsen ist und nimmt dies zum Anlass, über seine Biographie nachzudenken. Der konkrete historische Ort dieser erzählten Lebensgeschichte jedoch scheint aus Sicht vieler Kommentatoren aktuell geradezu das Herz der Finsternis zu sein: ein proletarischer Vorort einer nordfranzösischen Industriestadt. Die Debatte wurde folglich fast ausschließlich von der Frage geprägt, warum viele Arbeiter heute den *Front National* wählen.

¹ Didier Eribon, *Rückkehr nach Reims*, Frankfurt am Main 2016 (9. Auflage). Zitate aus dem Text werden im Folgenden in Klammern angegeben. Ich danke Sarah Graber-Majchrzak, Wolfgang Hien, Jürgen Kädtler, Gottfried Oy, Lars Stubbe, Thomas Funk und Johanna Wolf für Anregungen zu vorliegendem Text – besonders Lars, der mich mal wieder daran gehindert hat, mich um Kopf und Kragen zu schreiben, und Jürgen für seinen Hinweis auf den Eintrag „Klasse“ im Grimm’schen Wörterbuch. Danke auch allen Teilnehmer_innen einer (obwohl mich etwas verwirrenden) Diskussion zum Klassenbegriff im Kolloquium von Nicole Mayer-Ahuja und Jürgen Kädtler an der Uni Göttingen.

Leider wurde der Text in der deutschsprachigen Rezeption wohl auch deshalb hauptsächlich als soziologisches und weniger als literarisches Werk rezipiert, was der Sache, um die es geht, nur halb gerecht wird. Christiane Müller-Lobeck schrieb in der *tageszeitung* vom 23. Juli 2016 von der „Entwicklung eines schwulen Fabrikarbeitersohns zu einem bedeutenden französischen Intellektuellen“, ein Zitat, das Robin Celikates am 6. August 2016 später in der *Neuen Zürcher Zeitung* fast wortwörtlich wiederholte. In beiden Fällen hätte geholfen, wenn die Rezensent_innen diese wundersame Verwandlung nicht einfach konstatiert, sondern ihre Voraussetzungen rekonstruiert hätten: Die soziale Distanz zwischen A und B ist ja nicht einfach das glatte Resultat der erzählten Geschichte, sondern vielmehr gerade der Gegenstand, um den Eribon in eindrucksvoller Weise ringt. Meines Erachtens setzt die Entsorgung des kritischen Potenzials in der Rezeption von *Rückkehr nach Reims* genau dort an, wo dieses Ringen aus dem Text gelöscht wird.

Den Ton hierzu gab bereits einige Wochen vor den genannten Rezensent_innen Tilman Krause in *Die Welt* (16. Juli 2016) an: Hier gilt das Buch als Beispiel für einen sozialen Aufstieg, den man denjenigen unter die Nase reiben kann, die es nicht schaffen, sich selbst aus dem Sumpf zu ziehen. Das Buch sei „wuchtig“, schrieb Krause, jedoch leider auch eine „sozialromantische Inszenierung der Unüberwindlichkeit des eigenen Schicksals“. Aussagelogik: 1.) Eribon handelt überhaupt nicht von Klassengegensätzen, sondern vom „Schicksal“, 2.) Das „Schicksal“ muss man aber nicht lieben, sondern überwinden, 3.) Da ist für „Sozialromantik“ kein Platz. Es klingt nach der Standpauke eines Sachbearbeiters bei der lokalen Agentur für Arbeit. Erstaunlich, wie ich finde, dass man Eribon lesen und zu solchen Schlüssen kommen kann. Es muss am Klassenhass liegen, an dem, was man vorgeblich übers Proletariat weiß und nun endlich mal aussprechen kann. In einer extremen Variante findet sich diese Art der Lektüre ausgerechnet in der „linken“ *Jungle World* vom 21. September 2016, wo Eribon implizit vorgeworfen wird, dass er sich nicht aktiv genug am Kreuzzug für die

westliche Zivilisation beteilige. Es ist, als wolle der Rezensent illustrieren, wie aktuell auch hierzulande die Kritik Eribons an von der Arbeiterklasse „enttäuschten“ Intellektuellen ist, die ihre „Erfahrungen“ geltend machen, um eine Rechtswende zu vollziehen. *Rückkehr nach Reims* lasse nämlich die Mechanismen unberücksichtigt, „[die] am Werk sind, um jede Verantwortung für das eigene Leben abzulehnen, stattdessen sich mit dem Status eines Sozialempfängers [sic!] abzufinden und eine Mentalität zu entwickeln, die von unreflektiertem Hass geprägt ist auf alles, einschließlich sich selbst.“

Was auch immer ein „Sozialempfänger“ sein soll, es handelt sich in jedem Fall um ein Monster, denn: „In diesem Milieu, dem Dummheit, Intoleranz und Rassismus vorzuwerfen völlig verpufft, nicht weil es nicht stimmen würde, sondern weil das Milieu diese Vorwürfe wie einen Schwamm aufsaugt, um sich gegen jegliche Verunft und letztlich Zivilisation zu immunisieren.“ Es ist auch hier ein merkwürdiges Amalgam aus Klassenhass und Aktivierungsparadigma.² Als Gemeinsamkeit fast aller Rezensionen in Tageszeitungen kann zusammenfassend konstatiert werden, dass sie Eribons Text zwar recht unterschiedlich bewerten, ihn aber implizit (also unreflektiert) als Entwicklungsroman interpretieren. Zugegeben: Der Text bedient dieses Genre. Über weite Strecken und besonders am Ende des Buches, in dem der Aufstieg aus der eigenen Bedeutungslosigkeit geschildert wird, wird dessen klassisches Narrativ reproduziert, das „in einer sehr bewussten und sinnvollen Komposition den inneren und äußeren Werdegang eines Menschen bis zu e[iner] gewissen Reifung der Persönlichkeit mit psych[ologischer] Folgerichtigkeit verfolgt.“³

² Wie es Autoren derartiger Zeilen gelingt, sich selbst zugleich als antirassistisch zu gerieren, bleibt zumindest für mich rätselhaft.

³ Gero von Wilpert, Sachwörterbuch der Literatur, Stuttgart 2001, S. 215. Es ist kaum erstaunlich, dass diese Leute, die gewiss den „spezifisch deutschen“ Kanon des Entwicklungsromans von Novalis über Eichendorff bis Hesse beherrschen, eine solche Biographie nur von ihrem Ende her denken können – erstrebenswert ist ihnen die „echte“ Verwandlung, in der die Spuren der Proletarität „erfolgreich“ getilgt

Diese Lesart ist meines Erachtens doppelt fragwürdig. Kann man einen derart brüchigen, rissigen Text wirklich so nennen? Der Roman zerfällt nach meinem Eindruck in mindestens vier sprachlich und inhaltlich ausgesprochen distinkte Teile: 1.) Biografische Erfahrungen im Arbeitermilieu; 2.) Arbeitermilieu und *Front National*, 3.) Coming out, 4.) Karriere in der akademischen Welt. Die formale Struktur des Buchs ist dabei nicht diesen Themen entsprechend geordnet, sondern die vier genannten Aspekte werden in jedem der fünf Kapitel kontinuierlich bearbeitet. Mit anderen Worten: Die gebrochene Form des Erzählens und die Brüche in der Biografie verbinden sich, bis zu den letzten Sätzen, in denen die Leser mit dem Unverständnis zwischen Ich-Erzähler und der wichtigsten Protagonistin zurückgelassen werden. Dieses Zerfallen kann nicht versöhnt werden – denn es korrespondiert ja gerade mit Eribons explizitem Anliegen: zu schildern, wie sexuelle und soziale Normen so wirkmächtig sein können, dass man selbst dann nicht von ihnen frei sein kann, wenn man sich längst außerhalb der Reichweite ihrer unmittelbaren Gewalt befindet.⁴ Vieles spricht dafür, dass es wichtig ist, diese Mechanismen zu erkennen – zumindest wenn man eine Vorstellung davon entwickeln will, wie eine Gesellschaft aussehen muss, die ohne sie auskommt.

wurden. Dass der Autor demnach „nicht ganz echt“ sein kann (oder auch sozialromantisch statt romantisch) wird am Ende des Texts plakativ: „Heute bin ich Professor“, konstatiert der Ich-Erzähler trocken kurz vor der letzten Zeile, aber was das „wichtige“ Ende sein könnte, wird dadurch konterkariert, dass „Mutter“ einmal mehr das letzte Wort hat und ihre soziale Distanz zu dem in dieser Sphäre produzierten Wissen zum Ausdruck bringt. Hasserfüllte Tiraden, die sich zwischen meist lobenden Zeilen finden, sind meines Erachtens eine Art Revanche der Rezensenten für derartige Streiche, die Eribon den Freunden bürgerlicher Subjektivierung spielt. Das sich selbst so verstehende Subjekt muss so etwas umso mehr irritieren, als dass es sich um einen Text eines Autors handelt, der sich selbst als ihrer Sphäre zugehörig (oder zumindest: verschrieben) kennzeichnet.

⁴ Die Brüche werden allerdings besonders in Kapitel 4 und 5 in einer affirmativen Bezugnahme auf konventionelle Narrative ein wenig verkleidet. So scheint die akademische Karriere, trotz der dargestellten Verstellungen, wirklich wünschenswert und alternativlos zu sein. Ich komme darauf zurück.

2

Der erhobene Zeigefinger ist in den deutschsprachigen Rezensionen zu Eribons Text sehr präsent. Argumentiert wird dabei von außen, es geht um ein fremdes, bisweilen geradezu exotisches Milieu. Diese Positionierung der Rezensent_innen ist angesichts des Genres, das der Roman repräsentiert, erstaunlich. Zwar ist der Aufstieg vom Arbeiterkind zum geschätzten Kulturproduzenten auch hierzulande eine Seltenheit, aber der „starke Bekenntnisgehalt“ von Entwicklungsromanen legt Lesarten eigentlich nahe, die sich in den Ich-Erzähler einfühlen und sich folglich auch unabhängig von der eigenen sozialen Herkunft mit ihm identifizieren. In den Rezensionen finden sich aber meist nur Textschnipsel, die eine solche Identifikation nahe legen, wie etwa das rätselhafte Bekenntnis des Intendanten der Münchner Kammerspiele in der *Süddeutschen Zeitung* vom 27. Dezember 2016, er „komme zwar aus dem Mittelstand“, sei aber über „einem Gaswerk in Berlin-Neukölln aufgewachsen“. Ähnlich launig, aber weniger rätselhaft, ist der Beitrag von Doris Akrap in der *tageszeitung* (24. Dezember 2016), eine Rezensentin, die in diesem Falle das Motiv des Unverständnisses zwischen Tochter und Mutter aufnimmt. Die Rezeption schließt aber nur an den Widerspruch an, dass der hohe analytische Anspruch, der in *Rückkehr nach Reims* präsentiert wird, nicht eingelöst werden kann, wenn man von der Arbeiterklasse nur im Sinne dessen spricht, was man im eigenen biografischen Keller findet. Die Individualisierung wird auf die Spitze getrieben: Aus der Schilderung der eigenen proletarischen Herkunft wird verallgemeinernd abgeleitet, dass die Linke bürgerlich sei und die Arbeiterklasse nicht links. Zeugin: meine Mutter.⁵

Einer der wenigen, die seriös feststellen, dass Eribon kritische Erfahrungen vieler Bildungsaufsteiger in der Bundesrepublik nach-

⁵ Auf ähnlich individualisierendem Niveau diskutierte der Schweizer Literaturclub (13.12.2016), [<http://www.srf.ch/sendungen/literaturclub/zurueck-auf-los-der-literaturclub-im-dezember>].

zeichnet, darunter auch seine eigenen, ist der Göttinger Soziologe Thomas Goes (*analyse und kritik*, September 2016). Ich teile die Feststellung, dass die Stärke des Texts von Eribon nicht die Klassenanalyse ist, sondern die Schilderung dessen, was die Birmingham-Schule als „Klassenreise“ bezeichnet hat. In Bezug auf die Spannungen, die sich auf dieser Reise ergeben, ist das Buch wirklich exemplarisch und außerordentlich lesenswert. In der recht hölzernen, soziologischen Sprache, in die Eribon abwechselnd mit luziden Darstellungen biographischer Erfahrung immer wieder verfällt, bezeichnet der Autor seine eigene Flucht aus dem proletarischen Lebenszusammenhang als nur halb geglückt: Einerseits steht das „Coming out aus dem sexuellen Schrank“ zu verbuchen, als welchen der Erzähler jene Heteronormativität bezeichnet, die seine Kindheit kennzeichnete. Andererseits fällt der so Flüchtende aber in einen „sozialen Schrank“.

Dabei ist bemerkenswert, dass die Konstruktionen beider Einschränkungen sich stark ähneln. Als „Zwänge, die von einer anderen Form des Verbergens, der Persönlichkeitsspaltung und des doppelten Bewusstseins geprägt sind“, sind es „Mechanismen[, die] den wohlbekannten der sexuellen Ein-Schränkung gleichen: je nach Situation und Gesprächspartner variierende Sprachregister, permanente Kontrollen der Gesten, Vokabeln und der Intonation, um ja nichts ‚durscheinē zu lassen, sich ja nicht zu verraten“ (S. 21 f). Im Folgenden wird jene „Peinlichkeit“ immer wieder thematisiert; eine Schlüsselszene findet sich diesbezüglich in der herausragenden Darstellung der Freundschaft mit einem Akademiker-Kind im vierten Kapitel, dem gegenüber der Ich-Erzähler alles tut, um seine soziale Herkunft, einschließlich des Wohnorts seiner Familie, zu verschleiern (S. 163 ff.).

In der Tat ist diese „Peinlichkeit“ mehr als nur eine Form der Subjektivierung. Sie ist eine harte, undurchdringliche Regel in jedem akademischen Diskurs, vor allem im neuen universitären Mahlstrom und seiner Ökonomie der BA-Kurse, credit points, seinen mehr oder weniger wertlosen Zertifikaten, seinen Sprach-

regelungen einer „objektiven“ Sozialwissenschaft und ihren „neutralen“ wie zugleich merkwürdig empathiearmen Begriffen. Wichtiger scheint hier, worüber man nicht spricht.⁶ Eribon schildert eindrücklich, wie in der akademischen Welt Erfahrungen ausgeschlossen beziehungsweise reguliert werden, die jenseits des bürgerlichen biografischen Horizonts liegen. In scharfen Worten kritisiert er in seinem dritten Kapitel den Rechtsruck linksliberaler Autor_innen, ihre Abwendung von der sozialen Frage als Alltagskonflikt, von der Analyse der Klassenkämpfe und so weiter. Es ist nicht die Kommunistische Partei per se, wie Rainer Rilling aus meiner Sicht gegenüber der ersten ausführlichen Besprechung des Buchs in der *Süddeutschen Zeitung* im Mai 2016 ganz richtig argumentiert,⁷ die Eribon für das Aufkommen der *Front National* verantwortlich macht. Viel eher ist es die soziale Distanzierung, mit der sich ehemals linke Akademiker_innen seit den 1990er Jahren auf die andere Seite katapultiert haben.

Dabei sieht der Ich-Erzähler die KPF durchaus als autoritäre Organisation, und er attestiert der parteikommunistischen Bewegung insgesamt (einschließlich seiner trotzkistischen Bezugsgruppen aus den 1970er Jahren) einen Opportunismus gegenüber der Homophobie und dem Rassismus, der sich auch in der Arbeiterklasse findet. Aber er führt weiter aus, dass die Ursache für die Rechtswende beziehungsweise den Durchmarsch neoliberaler Modelle in den Sozialwissenschaften und im ehemals linken Journalismus Frankreichs mit einer abstrakten Überhöhung der Arbeiter als

⁶ Ich kann mich gut an eine Tagung einer linken österreichischen politikwissenschaftlichen Vereinigung im Jahre 2008 zum Thema Prekarisierung erinnern, bei der ich mich als „Betroffener“ einer (damals höchst) prekarisierten Arbeitssituation vorgestellt habe. Es wurde prompt bestraft: In einer Wiener Wochenzeitung wurden am Tag darauf einige Vorträge vorgestellt, und es wurde ausführlich geschildert, was die Referent_innen zum Thema beizutragen hatten. Daneben ein Porträtfoto von mir mit der Unterzeile: *Birke ist selbst von Prekarisierung betroffen*. Mehr hatte ich wohl nicht beizutragen.

⁷ Rainer Rilling, Klassenflucht, in: luxemburg, Debatte zu Eribons Rückkehr nach Reims, [<http://www.zeitschrift-luxemburg.de/debatte-zu-eribons-rueckkehr-nach-reims/>].

„revolutionärem Subjekt“ korrespondiere. Denn auch der Avantgarde-Anspruch der radikalen Linken sei bereits eine soziale Distanzierung gewesen: Nie habe er viel mit den wirklichen Arbeiter_innen zu tun gehabt, und als sie lieber verschiedene Formen der Desertion aus der Arbeit als den propagierten „aktiven Klassenkampf“ wählten, hat man sich verbittert selbst von dieser Fiktion abgewendet (S. 101).

Mit den erwähnten Peinlichkeiten hat das meines Erachtens sehr viel zu tun: Die Sprechordnungen und Sprachregelungen der akademischen Welt sind, ganz wie Eribon ausführt, als Selbstverständlichkeiten markiert, in Wirklichkeit aber klassenbestimmt. In der ersten Generation von Arbeiterkindern, die die Hochschulen besuchten (zu der ich persönlich auch gehöre), war und ist das mehr als spürbar, nicht zuletzt in der ständigen Angst davor, nicht mitreden zu können, und nicht selten kompensiert durch eine Überanpassung an im Grunde lächerliche akademische Posen. Beides wäre zu bearbeiten: andere Erfahrungen sichtbar zu machen, eine andere Sprache zu erfinden. Eribon regt ein Nachdenken darüber an, und er zeigt im Grunde vor allem auf, wie wichtig es ist, die Ausschlussmechanismen der akademischen Welt anzugreifen, und zwar sowohl immanent als auch durch andere außerakademische Formen der Wissensproduktion und -vermittlung. Der Text zeigt zugleich, wie schwer das ist. Er löst Forderungen dieser Art nur dort ein, wo er unmittelbar biographische Erfahrungen verhandelt, während er in den „soziologischen“ Passagen in einen extrem akademisierten Sprachduktus verfällt, einschließlich der endlosen Hinweise auf die ganze Welt der Wissenschaft, die den Ich-Erzähler bedeutend und die Leser_in unbedeutend machen.⁸

⁸ Ich möchte an dieser Stelle einen Kommentar von Lars Stubbe einfach wiedergeben: „Dazu fällt mir eine Anekdote von Hobsbawm ein, wie er sich gegenüber den Arbeitern kleinmacht und sagt, dass sie doch eigentlich das wichtige Wissen produzieren würden. Die Antwort: Wir zahlen Dir doch Steuern dafür – konzentriere Dich auf Deine Aufgaben! Ich denke, hier müsste an die Position der Ästhetik des Widerstands (Peter Weiss) angeknüpft werden. Selbstverständlich produziert die akademische Welt auch relevantes Wissen. Nur unsere Aneignungsformen müssen

3

Es ist eine Qualität des Buches, vor allem der ersten beiden Kapitel und der Abschnitte über das Coming Out, dass es die Frage der sozialen, ethnischen und sexuellen Normierung nicht trennt. Der Ich-Erzähler ringt vielmehr um einen Begriff, der auf ihrer Verbindung besteht.

Ein Beispiel hierfür ist die Gleichzeitigkeit von bürgerlicher Sexualmoral und de facto „offenen“ Familien, wie sie insbesondere in der Schilderung der Familiengeschichte der Mutter bedeutend ist. Besonders deutlich wird das an der Darstellung der Geschichte der Mutter, die als „uneheliches“ Kind von Teilen ihrer Herkunftsfamilie abgelehnt, ja verstoßen wurde: Was dabei das Problem war, war nicht die Massenerfahrung dessen, was man heute als „Patchwork-Familie“ bezeichnen würde, sondern vielmehr der Abstand zwischen dem, was als „anständig“ galt und dem, was faktisch als „Freiheit gegenüber den Regeln der bürgerlichen Moral existierte“ (S. 63). Sehr plastisch wird anhand der Erzählung, dass die Risiken, die mit dieser sogenannten Freiheit verbunden waren, für Frauen wesentlich größer waren als für Männer. Und ebenso plastisch wird schließlich darüber berichtet, dass der soziale Aufstieg eine Klassenfrage ist, aber auch eine vergeschlechtlichte Dimension hat. Die Mutter hätte, so der Ich-Erzähler, eine „gebildete Frau“ werden können: „Aber so war sie nun mal eine Putzfrau, die einen Arbeiter kennenlernte, der selbst keine guten Bildungschancen hatte und außerdem nicht gerade aufgeschlossen war“ (S. 73).

Später wird diese Perspektive durch einen Vergleich mit den Brüdern des Ich-Erzählers ergänzt, die eher eine Facharbeiterkarriere gemacht haben. Aufschlussreich ist an dieser Stelle auch der Hinweis auf die ungleiche Lebenschancen verstärkende Bedeutung rassistischer Zuschreibungen, etwa bezüglich des „Schwarzseins“, was anhand der Rezeption eines Texts von John Edgar Wideman thematisiert wird.

wirklich eigenständig sein.“ Ich bin mir nicht ganz sicher, ob ich diese Position teile, aber auf keinen Fall könnte ich es besser ausdrücken.

tisiert wird (S. 104 ff). Wichtig ist vor allem – und dies ist eine Herausforderung für die Rezeption – dass solche Zuschreibungen keineswegs alleine die Bedingungen definieren, unter denen ein persönlich-individueller Bildungsaufstieg erreicht werden kann. Nein, Eribon versteht sie durchaus auch als Hindernisse einer kollektiven Organisierung der Arbeitenden und letztlich ihrer kollektiven Emanzipation.⁹ Die vor allem in Kapitel III hierzu ins Spiel gebrachten Formen fallen allerdings weit hinter den alltagspolitischen Maßstab zurück, den der Autor zunächst entfaltet.

Das mag in diesem Falle auch daran liegen, dass der proletarische Alltag in den biografischen Passagen des Buchs sehr grob geschildert wird. Auffällig ist dies bereits in den ersten Abschnitten des Texts. Der Ich-Erzähler betont vor allem seine Distanz zur Fabrikgesellschaft im engeren Sinne: „Meine Mutter war ganz glücklich“, heißt es auf Seite 49, „einen peinvollen Arbeitsort verlassen zu können. Wie peinvoll, das kann man sich als Außenstehender wohl kaum vorstellen. Der Lärm, die Hitze, die täglich stumpf zu wiederholenden Bewegungen, das zerrieb auf Dauer den robustesten Organismus.“ Genauer wird der Fabrikalltag an keiner Stelle des Buches beschrieben, und obwohl sich der Autor mehrfach positiv auf die Untersuchungen von Beaud und Pialoux bei Peugeot bezieht, diese Arbeiten also selbstverständlich kennt, nimmt der Text nicht zur Kenntnis, dass der Kampf um fachliche und politische Autonomie auch in der Fabrik und vor allem im Arbeitsalltag stattgefunden hat.¹⁰ Die totalisierende Schilderung der biographischen Erfahrung (und insbesondere der sexuellen Tyrannei des Vaters) vereinseitigt das Motiv der Flucht. So heißt es bei Eribon in Bezug auf die handwerklichen Fähigkeiten des Vaters: „In diese gewollte [handwerkliche] Unfähigkeit [...] investierte ich mein ganzes Ver-

⁹ Die Bedeutung einer Überwindung von Rassismus und Sexismus innerhalb der Arbeiter_innenklasse betonen Janis Ehling, Warum Eribon den Aufstieg der Rechten nicht erklären kann, sowie Alex Demirovic, Die Schwerkraft in Reims. Bemerkungen zu Eribons Sozialanalyse, beide in: rosalex (wie Anm. 7).

¹⁰ Stéphane Beaud, Michel Pialoux, Die verlorene Zukunft der Arbeiter. Die Peugeot-Werke von Sochaux-Montbéliard, Konstanz 2004 (Original 1999).

langen, anders zu sein, das gesellschaftliche Gegenteil von ihm zu werden“ (S. 50). Das sei unbenommen, für die Mehrheit der Arbeitenden waren aber gerade derartige Fähigkeiten ein Moment ihres eigensinnigen Arrangements mit der Fabrikgesellschaft. Sie sind ja insofern nicht zwingend und notwendig mit Autoritarismus und persönlicher Tyrannei identifiziert, ebenso wenig wie andere Formen des Wissens.

Aber Flucht aus der Fabrik war fraglos ein wichtiges Moment der historischen Erfahrung jener Generation von Arbeiterkindern, der Eribon angehörte. Sie erzeugte, wenn man so will, eine merkwürdige Leerstelle. Lohnarbeit als Konfliktfeld wird im Grunde für sekundär, wenn nicht gar irrelevant erklärt. Wenn es Konflikte gibt, dann ist es nicht das Feld der Lohnarbeit (der Kampf um mehr oder weniger sinnvolle Tätigkeiten, um Autonomie im Arbeitsprozess, um bessere Arbeitsbedingungen), sondern „Prekarität“, verstanden als Beschäftigungsbedingung, vornehmlich als die „Sicherheit“ des Arbeitsplatzes hinsichtlich der Lohnhöhe und der Beständigkeit des Beschäftigungsverhältnisses. Die (eher linksradikale) deutschsprachige Rezeption spielt mit diesem Motiv. So merkt Katja Kullmann in *analyse und kritik* (September 2016) an, dass „viele derjenigen, die heute reich an Bildung und Benehmen sind, [...] ökonomisch ebenfalls schlecht da stehen. Sowohl bei der Reinigungskraft auf Mindestlohn als auch beim Journalisten mit Dokortitel und 80-Euro-Aufträgen ist das Geld knapp. Dennoch ist Letzterer der reichere von beiden: Er kann über den anderen berichten.“ Tatsächlich ignoriert der Erzähler in *Rückkehr nach Reims* angesichts der Ausbreitung seiner persönlichen Erfolgsgeschichte die Bedeutung aktueller Prekarisierungsprozesse in der politischen Analyse völlig. Dennoch ginge es in einer kritischen Würdigung des Buches aus meiner Sicht auch darum, nicht nur die Beschäftigungsbedingungen, sondern auch die Arbeitsbedingungen zu thematisieren. Wie unterscheidet sich – um bei Kullmanns Beispiel zu bleiben – die konkrete Tätigkeit einer „Putzfrau“ von der eines „Journalisten“? Wie prägen die jeweiligen Tätigkeiten mit ihrem je spezifischen Ge-

staltungsfreiheiten und Ausbeutungsformen die Möglichkeiten der Artikulation gewerkschaftlicher und politischer Forderungen?

4

Eine Leerstelle, die auch die linken Rezensionen mit dem rezensierten Text teilen, bleibt die Frage, wie und von wem Konflikte in Arbeitsverhältnissen geführt werden. Zwar werden Veränderungen, die die Klassenverhältnisse und ihre Wahrnehmung in Arbeitskämpfen erfahren, bei Eribon thematisiert (S. 139). Aber es bleibt bei der vagen Annahme, „die Arbeiter“ könnten sich in Arbeitskämpfen oppositionell politisieren. Bei der Frage nach der Organisation der Arbeitenden wird hingegen ausschließlich auf die Vertretung durch sozialistische Parteien und Gewerkschaften gesetzt; mithin also auf eine Repräsentation der prekarierten Beschäftigten durch Organisationen, deren deutliche Mehrheit in den vergangenen Jahrzehnten allzu häufig dazu beigetragen hat, dass Leiharbeit, befristete Beschäftigungsverhältnisse und so weiter so lange als akzeptabel galten, wie die Kernbelegschaften durch sie nicht bedroht wurden. Rainer Rilling liegt ganz richtig, wenn er ausgerechnet jenes Kapitel, das in Deutschland mit Abstand am meisten rezipiert wurde, als „erstaunliche, zweifache Verkürzung auf eine politische Form (die Partei) und eine Methodik (den politischen Diskurs im Sinne von Rhetorik) bezeichnet.“¹¹

Zwar ist die Kritik an der Sozialistischen Partei unter Mitterrand, der „roten“ Regierung seit 1981, und „ihren“ Intellektuellen stichhaltig. Aber die Folgerungen daraus sind es meines Erachtens nicht: Eribon konzidiert zwar, dass die Kommunistische Partei von „den Arbeitern“ früher nicht „genauso“ gewählt wurde wie heute der „Front“ – die Wahl des FN habe heute vielmehr den Charakter einer „Hinnahme“ der Repräsentanz „der Summe ihrer Vorurteile“, sie sei der „bloße Spiegel der disparaten Einzelmeinungen“, nicht aber von „aus einer gemeinsamen Praxis entwickelten

¹¹ Rilling, Klassenflucht, wie Anm. 7, hier: S. 5.

Standpunkte[n]“ (S. 129). Als Alternative setzt er aber paradoxerweise auf eine Erneuerung eines parteipolitischen Angebots und auf den „Gegendiskurs“, also auf Elemente, die zwar den Avantgardekonzepten früher K-Gruppen nicht exakt gleichen, dennoch eine ähnliche Abwehr von basisdemokratischen Vorstellungen enthalten, die mit der bereits erwähnten Abwehr alltagspolitischer Konzepte korrespondiert.

Es ist dies allerdings nicht nur ein konzeptionelles Problem, sondern eine Grundfrage, die direkt mit dem Gegenstand des Buchs zusammenhängt: Welche Bedeutung haben politische Formen des Klassenkampfes heute? Haben sie sich im ethnisierten Feld aufgelöst? Werden sie „nur noch“ von den extremen Rechten und ihrer Anti-Politik repräsentiert? Die Frage ist eng mit der Herausforderung verknüpft, die mit der Verwendung des Begriffs „Klasse“ überhaupt verbunden ist. Worum handelt es sich überhaupt, was wird mit dem Begriff repräsentiert? Es ist ein, muss man wohl sagen, schwer zu greifendes soziales Verhältnis: In ökonomischer Hinsicht ist „Klasse“ in der BRD häufig mit dem Status der Lohnarbeit verknüpft, aber, wie Analysen der unfreien und der informellen Arbeit zeigen, in vielen Weltregionen nicht hauptsächlich und auch nicht ausschließlich. Zudem ist es eine sich rasant verändernde und zudem plurale Kategorie: Es gibt keine ahistorische und auch keine einheitliche Klasse. Es gibt nicht eine „Arbeiterklasse“, sondern Arbeiterklassen, Plural, mit vielen Köpfen und vielen Gesichtern. Schon und selbst im *Manifest* beschreiben Marx und Engels, wie das Proletariat daran werkelt, *nicht mehr Klasse zu sein*. Die historische Leistung des Proletariats sei keineswegs seine Konstituierung, sondern im Gegenteil seine *Aufhebung*: Mit sich selbst schafft es diese ganze verdammte Klassenherrschaft ab! Leider bleibt Eribon trotz allem bei der fixen Idee, dass das Proletariat sich als Klasse, Singular, zu konstituieren habe, um anschließend von irgendeiner Partei repräsentiert zu werden.

Die Flucht vor der Fabrikarbeit in ihren verschiedenen Formen ist nicht der einzige Modus, in dem der Kampf um den Arbeitsall-

tag ausgetragen wird. Und sicher ist diese Flucht etwas, das politisch schwer zu organisieren und zu verallgemeinern ist. Aber dennoch sollten wir gegenüber Eribon darauf bestehen, dass es sich keineswegs nur um eine individuelle, im engeren Sinne biografische oder im weiteren Sinne kollektivbiografische Herausforderung handelt. Es ist auch eine politische Herausforderung, und man kann davon ausgehen, dass sie sich in den letzten zwanzig Jahren verstärkt hat: Wer will schon als „Fabrikarbeiter_in“, als „Arbeitsloser“ oder als „Prekariat“ Politik machen? Und wessen identifikatorischer Ausgangspunkt mag wohl darin bestehen, „Einfacharbeit“ zu verrichten oder „Zeitarbeiter“ zu sein? Ziel linker, emanzipatorischer Initiativen gegen die Klassengesellschaft sollte nicht nur die abstrakte, utopische Negation von Klassenverhältnissen sein, sondern auch deren konkrete, sofortige Auflösung. Organisationspolitische Konzepte müssen mit diesem Problem *wirklich* umgehen – es ist ein konkretes, praktisches Problem der Verstetigung von Alltagskämpfen, ihrer Zusammenfassung in demokratischen Formen, mithin die alte Frage nach der Selbstbestimmung und Selbstorganisation. Alleine darauf zu verweisen, dass die Arbeiter_innenklasse von den Parteien und Gewerkschaften zu schlecht regiert wird, wird solchen praktischen Problemen keinesfalls gerecht.

5

In dem kurzen Film *Le reprise du travail aux usines Wonder*, den Pariser Filmstudierende im Sommer 1968 während des Streiks in einer Fabrik gedreht haben, sehen wir einen Beauftragten der Gewerkschaft CGT, der sich in die Rolle des Überredungskünstlers begibt.¹² Der Streik ist beendet – und Ziel ist nun die geordnete Rückkehr der Arbeiter_innen an ihren Arbeitsplatz. Er sagt, man habe doch viel erreicht, eine Lohnerhöhung, eine Stärkung der Gewerkschaft. Ein (wohl betrieblicher) Funktionär assistiert ihm. Beide reden auf eine junge Frau ein, die sich weigert, wieder in den

¹² Vgl. [<https://www.youtube.com/watch?v=ht1RkTMY0h4>].

Betrieb zu gehen. Sie schreit ihre Enttäuschung darüber heraus, dass sich „nichts ändern wird“, sie will nicht zurück zu den schmutzigen Waschkauen, zur Verachtung und zu den Übergriffen der Vorgesetzten. Die Funktionäre sagen, es gehe nur Schritt für Schritt, in einer langsamen historischen Prozession, die der Arbeiterklasse am Ende zu ihrem Recht verhelfen werde. Als die Frau dennoch weiter schreit, wenden sie sich einem jungen Mann zu, der ruhig behauptet, dass die Frau zwar laut sei, aber in ihrer Kritik an den Waschkauen doch recht habe. Die Funktionäre fragen den Mann, ob er überhaupt in diesem Betrieb arbeite. Als sich herausstellt, dass es sich um einen Streikunterstützer handelt (ein „Student“?), wenden sie sich von ihm ab, allerdings fehlt es ihnen damit auch an sprachlicher Zuwendung. Sie, mit ihrer historischen Vision, wippen mit den Füßen und sehen in die Luft. Die Arbeiterin aus *Le reprise* wurde etwa dreißig Jahre danach von einem französischen Filmemacher gesucht.¹³ Man konnte sie nicht finden, sie blieb eine Figur aus dem Sammelsurium des Unauffindbaren, das die Arbeiter_innenklassen und ihre Geschichte prägt. Wenn man etwas findet, dann ein altes Foto, und man fragt sich, wen es zeigt. Dies ist, viel eher als die Debatte über Rechtspopulismus, die Stärke von *Rückkehr nach Reims*: Wie finden wir organisierte Bezugspunkte zu einer Geschichte, die, mit Benjamin gesprochen, nur „im Augenblick der Gefahr aufblitzt“?

¹³ Reprise. Un voyage au cœur de la classe ouvrière, Dokumentarfilm, Regie: Hervé Le Roux, 1996.